

Christian Ritzi

Einleitung

Jean-Jacques Rousseaus „Émile“ wird auch im 21. Jahrhundert zahlreiche Leserinnen und Leser finden, die das Buch mit Genuss und Gewinn lesen – ohne den Text in seinem Facettenreichtum zu verstehen.

Ein provokativer Satz wie dieser zu Beginn eines Buches hätte Rousseau und seinen Zeitgenossen vielleicht gefallen, denn er enthält ein Paradoxon. Schon Montesquieu ließ seinen persischen Paris-Besucher verwundert mitteilen, dass Frankreich ein Land sei, „wo man gern ungewöhnliche Meinungen vertritt und alles auf ein Paradox zurückführt.“¹ Die Beliebtheit dieses Stilmittels war so verbreitet, dass es Abbé Morellet 1775 für erfolgversprechend hielt, eine ganze Monographie diesem Thema zu widmen: „Théorie du Paradoxe“. In seiner Satire geht er zunächst der Frage nach, was das Paradoxe sei. Seine bündige Antwort lautet: „Es ist eine der gewöhnlichen und allgemeinen Meynung entgegengesetzte Meynung.“² Den Reiz am Paradoxen begründet Morellet so: „Immer einerley, macht den Menschen bald müde. Alles was ihm alltäglich wird, verliert für ihn seinen Reiz. Er geht mit Verlangen dem Neuen nach, und alsdann dem Außerordentlichen. [...] Wer nur bekannte Wahrheiten vorträgt, macht niemanden aufmerksam, und noch weniger wird er bewundert.“³ Diese Leserpsychologie ständig im Hinterkopf behaltend, dürfe der beim Publikum Erfolg suchende Autor nur solche Themen bearbeiten, die möglichst viele potentielle Käufer interessierten. „Dahin gehört alles, was in die bürgerliche und politische Freyheit, in die Verbesserung der Sitten, in Regierungsform und Gesetzgebung einschlägt.“⁴ Damit ist das Themenspektrum Rousseaus ziemlich präzise umrissen. Zwar steht Simon Nicolas Henri Linguet im Zentrum seines Spottes, aber auch „der beredte Bürger

¹ Montesquieu 1721/2007, S. 76.

² Morellet 1775/1778, S. 9.

³ Ebd., S. 5.

⁴ Ebd., S. 14.

von Genf“ findet Erwähnung.⁵ Und tatsächlich sei Rousseau geradezu be-
rühmt für seine Verwendung von Paradoxa gewesen.⁶
Paradoxa sind indes nur eines unter einer Vielzahl von literarischen Stilmit-
teln, die Rousseau virtuos beherrschte – und in einem Umfang aufbot, die bei
manchen nüchternen Leserinnen und Lesern auch Anstoß erregen konnte. So
echauffieren sich zwei Kommentatoren der „Émile“-Ausgabe der „Allgemei-
nen Revision des gesamten Schul- und Erziehungswesens“ über eine jener
Rousseauschen Übertreibungen, „welche mit der Begierde schön und frap-
pant zu schreiben nicht entschuldigt werden kann.“⁷ Aber Rousseau ist sich
schon frühzeitig über die Bedeutung einer kunstvollen Rhetorik im Klaren
und auch darüber, dass er über einige Begabung in der Kunst des Schreibens
verfügte. Diese habe zwar, wie andere den „Philosophes“ nützliche Bega-
bungen, nur die Funktion einer Gehilfin. Denn um ein philosophisches Buch
zu verfassen, erfordere es vor allem eines „gesunden, starken, tiefdringenden,
im Denken geübten Geist“⁸. Aber erst der Kunst des Schreibens gelingt es,
Leserinnen und Leser zu erreichen, womöglich zu fesseln, ihre Aufmerksam-
keit zu wecken und über längere Strecken zu erhalten. Damit, so die „Émile“-
Kommentatoren der „Allgemeinen Revision“, ließen sich auch die meisten
der kritisierten Übertreibungen, unzulässigen Verallgemeinerungen u.ä. in
seinem Werk entschuldigen: „Er wollte schön schreiben, er mußte schön
schreiben, um die Aufmerksamkeit seines Zeitalters, seiner Nation, auf die
verkannte Wichtigkeit seines Gegenstandes rege zu machen“⁹. Nicht die
Gelehrtenrepublik war sein Adressat, sondern eine breitere, durch Bildung
gekennzeichnete Öffentlichkeit, die sich seit Ende des 17. Jahrhunderts in
Frankreich konstituiert hatte: das literarische Publikum.¹⁰

⁵ Ebd., S. 74. Rousseau hatte im Übrigen 15 Jahre früher maßgeblich dabei geholfen, dass
Morellet wieder aus der Bastille freikam. Dort wurde er 1760 mittels eines *lettre du cachet*
anlässlich einer von ihm verfassten Satire mit dem Titel „*La vision de Charles Palissot*“
inhaftiert. (In: Morellet, André: *Recueil des faceties parisiennes, pour les six premiers*
mois de l'an 1760. S.l. [Genf] 1760, S. 131–138; vgl. hierzu auch Rousseau: *Bekanntnisse*
1782–89/1981, S. 529).

⁶ So Jaumann 1995, S. 1.

⁷ Kommentar von Joachim Heinrich Campe und Johann Gabriel Resewitz zu Rousseaus
„Émile“. In: *Allgemeine Revision des gesamten Schul- und Erziehungswesens* (1789),
Bd. 12, S. 92.

⁸ Brief an Melchior Grimm von 1752. Zit. nach: Rousseau: *Musik und Sprache* 1989, S. 29.

⁹ Kommentar von Ernst Christian Trapp, Johann Stuve, Joachim Heinrich Campe, Johann
Gabriel Resewitz, Konrad Heusinger zu Rousseaus „Émile“. In: *Allgemeine Revision des*
gesamten Schul- und Erziehungswesens (1789), Bd. 12, S. 4 f.

¹⁰ Vgl. Berman/Hohendahl/Kenkel/Strum 2002.

Dies gelingt Rousseau in seinem „Émile“. Vor allem schafft er es, durch sein rhetorisches Genie Leserinnen und Leser mit unterschiedlichen Interessen zu erreichen. Jene, die sich erstmals Rousseau zuwenden, werden vermutlich im „Émile“ einen Erziehungsroman lesen. Dies konnte in einem Ausmaß an Empathie geschehen, das ihm den Status einer „Erlösungsfigur“¹¹ eintrug. Eine andere Ebene des Textverständnisses konnten die gleichen Leserinnen und Leser dann erreichen, wenn sie zusätzlich insbesondere seine beiden „Discours“ lasen. Denn nun steht der philosophische Gehalt des Buches im Vordergrund: Eine Abhandlung über die „Geschichte meiner Gattung“, wie Rousseau am Ende des „Émile“ schreibt.¹²

Für nachgeborene Leserinnen und Leser bietet sich schließlich eine dritte Ebene des Textverständnisses an, nämlich den „Émile“ als historische Quelle zu lesen. Dies setzt eine Auseinandersetzung mit den Zeitumständen voraus, wie sie u.a. in Rousseaus autobiographischen Schriften zu finden sind. Erst dadurch werden manche Andeutungen verständlich, die sich etwa in Kenntnis des seinerzeitigen Diskurses der „Philosophes“ erhellen oder unter Berücksichtigung damals herrschender Zensurpraxis entschlüsseln lassen.

So kann der „Émile“ auf mindestens drei Ebenen durchaus mit Gewinn gelesen werden. Allerdings gibt es kritische Stimmen, die eine Beschränkung auf die Lesart eines Erziehungsromans ablehnen – und diese Gruppe würde vermutlich das eingangs formulierte Paradoxon bekräftigen. In einem Aufsatz aus dem Jahr 1980 klagt Günther Buck eine ganze Berufsgruppe dieser „Unsitte“ an: „Der ‚Emile‘ ist historisch vielleicht das wirkungsmächtigste, der Sache nach vielleicht aber das dunkelste und bis heute am meisten verkannte Werk Rousseaus. Zu dieser merkwürdigen Situation hat sicherlich auch der Umstand beigetragen, daß das Buch schon frühzeitig in die Hände der Pädagogen gefallen, von dieser zugleich betriebsamen und obskuren Sekte okkupiert und zu einem völlig praktischen, auf Anwendung hin angelegten Gegenstand gemacht worden ist.“¹³

Die rhetorische Kunstfertigkeit Rousseaus und sein stilistisches Vermögen legen jedoch nahe, dass er selbst eine solch mehrschichtige Lektüre vorsah und beabsichtigte. Er hatte die „grand génies“ als Leserinnen und Leser ebenso im Blick wie die „hommes vulgaires“.¹⁴ Und genau dies ist einer der

¹¹ Vgl. hierzu den von Bühler und Osterwald herausgegebenen Sammelband (2013).

¹² Rousseau: *Emile oder über die Erziehung* 1762/1963, S. 832.

¹³ Buck 1980, S. 1.

¹⁴ Meier 2011, S. 19 ff.

Gründe für den trotz Zensur und zahlreicher Gegner¹⁵ sich zeitweilig bis zur Rousseau-Begeisterung steigende Erfolg gerade auch des „Émile“. Der anlässlich einer Preisfrage der Akademie von Dijon entstandene „zweite Discours“ richtete sich per se an die geistige Elite – und wurde kaum gelesen, wie Rousseau bedauernd vermerkte. Diesem Schicksal entging der „Émile“ nicht zuletzt dadurch, dass er unterschiedliche Ebenen des Textverständnisses bereithält. Denn schon Voltaire schrieb in einem Brief an Friedrich II., dass unter 100 Menschen nur einer Philosoph sei¹⁶ und sein damaliger „héros de Sans-Souci“ hätte bei dieser Einschätzung vermutlich nur die Anzahl der Nullen nach oben korrigiert. Das Elitebewusstsein der „Philosophes“ war omnipräsent.

Die aufgeregte, teils hysterische Resonanz auf den „Émile“ zu Rousseaus Lebzeiten hat sich längst beruhigt, aber seine Werke finden auch im 21. Jahrhundert Nachfrage. Davon zeugen nicht zuletzt viele Tagungen, die im Jahr 2012 Rousseau und sein Werk anlässlich seines 300. Geburtstages thematisierten. Dass davon auch bildungshistorische Themen nicht ausgenommen blieben, lag nicht zuletzt am Zusammentreffen von Rousseaus 300. Geburtstag mit der 250-jährigen Wiederkehr des erstmaligen Erscheinens des „Émile“. Die Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung widmete ihm eine zweitägige Konferenz, deren Beiträge sich mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung auf allen drei Ebenen des Textverständnisses bewegten und hier in bearbeiteter und teilweise erweiterter Fassung vorgelegt werden.

Den Band eröffnet der Beitrag von *Otto Hansmann*. Er verfolgt die im „Émile“ angewandte hypothetisch-experimentelle Methode. Damit gelingt Rousseau die fiktionale Rekonstruktion jenes Menschenbildes, das für das im „Émile“ entwickelte Konzept der negativen und natürlichen Erziehung fundamental ist.

Heinz-Elmar Tenorth fragt in seinem Beitrag, welche Wirkung Rousseau auf Bildungstheorien deutscher Provenienz hatte, welche Spuren insbesondere der „Émile“ darin hinterlassen hat. Die sich dabei geradezu aufdrängende

¹⁵ Der berühmteste unter ihnen war sicherlich Voltaire, der als ausgemachter Agnostiker in einem Brief an Luise Dorothee, Herzogin von Sachsen-Gotha-Altenburg, mit einem ironischen Augenzwinkern den Beistand Gottes anflehte, damit er deren Kinder vor der Erziehung des „Verrückten Jean Jacques Rousseau“ bewahre, denn der gerade erschienene „Émile“ habe „allgemein mißfallen“ (Raschke 1998, S. 215). Bei dieser diffamierenden Äußerung Voltaires muss man indes berücksichtigen, dass ihm Rousseau 1760 einen Brief schrieb, der sich bis zu dem Gefühlsausbruch steigerte: „ich hasse Sie“ (Rousseau 1992, S. 180).

¹⁶ Voltaire/Friedrich II. 1992, S. 304.

Frage, ob sich in Rousseaus Schriften eine Bildungstheorie rekonstruieren ließe, beantwortet er bei aller verbliebenen Skepsis letztlich positiv. Zumindest im „Émile“ findet Tenorth wichtige Ansatzpunkte, die einem gegenwärtigen Bildungsbegriff entsprechen können: Selbstkonstruktion des Subjekts.

In seinen „Bekenntnissen“ erinnert sich Rousseau an eine intensive Studienphase, die ihn Mitte der 1730er Jahre in Charmettes „zu einem halben Jansenisten gemacht“¹⁷ hätte. Diese Leseerfahrungen blieben fruchtbar und *Fritz Osterwalder* weist in seinem Beitrag nach, dass sich Rousseau zwar einen eigenständigen theologischen Standpunkt erarbeitet hat, sein „Émile“ jedoch in der französischen religiösen Tradition der Erziehung vor allem der Jansenisten zu verorten ist. Die große Resonanz seines Erziehungsromans bewirkte, dass die von den Frömmigkeitsbewegungen übernommene pädagogische Sprache Rousseaus zur Kontinuität der theologischen Sprache in der modernen Pädagogik beitrug.

Christophe Losfelds Aufsatz bietet zunächst einen Überblick über die französische Höflichkeitsdebatte Mitte des 18. Jahrhunderts, wobei er zwei Autoren besonders zu Wort kommen lässt: Charles Pinot Duclos und François Xavier Toussaint. Im abschließenden dritten Teil referiert er Rousseaus radikale Kritik an den bestehenden – christlichen bzw. aufklärerischen – Höflichkeitskonzepten.

Frank Tosch widmet sich dem Botaniker Jean-Jacques Rousseau. Im Zentrum seines Beitrags steht die Frage nach dem didaktischen Vermittlungsansatz, den Rousseau in den zwischen 1771 und 1773 geschriebenen „Lettres élémentaires sur la botanique“ gewählt hat.

Petra Steidl referiert die Musikkonzeption Rousseaus und vergleicht seine musikphilosophischen Anschauungen mit heutigen Erkenntnissen aus Ethnologie, Psychologie und Neurologie, durch deren Forschungsergebnisse Rousseaus Musiktheorie viel Bestätigung findet.

Christine Mayer widmet sich Rousseaus Verständnis einer Ordnung der Geschlechter. Entgegen der kritischen Sichtweise eines frühen Feminismus, die sich vor allem gegen das fünfte Buch des „Émile“ wandte, kommt Mayer zu einem positiveren Urteil, indem sie die Traditionslinien und zeitgenössische Wissensbestände in den Blick nimmt, auf denen Rousseau in dieser Frage aufbauen konnte. Die „Architektur seines Geschlechtermodells“ erwies sich in der Folge als anschlussfähig u.a. für die anthropologischen Konzeptionen Immanuel Kants und Wilhelm von Humboldts und damit zugleich für die sich formierende moderne Pädagogik.

¹⁷ Rousseau: Bekenntnisse 1782–89/1985, S. 348.

Werner Stark untersucht in seinem Beitrag den Einfluss Rousseaus auf Immanuel Kant, der nach eigener Aussage von Rousseau „zurecht gebracht“ wurde. Denn erst durch die Rezeption der Schriften Rousseaus verließ Kant seit Mitte der 1760er Jahre zumindest zeitweilig den Elfenbeinturm akademischer Gelehrsamkeit und richtete seinen Blick auf das „Naturwesen“ Mensch, das er einer kritisch prüfenden Betrachtung unterzog. Bei dieser Untersuchung entfernte sich Kant wieder von Rousseau, der seiner Ansicht nach zwar die richtigen Fragen aufgeworfen, darauf aber irreführende Antworten gegeben habe.

Daniel Tröhler diagnostiziert mit dem Einzug der modernen Ökonomie seit dem späten 17. Jahrhundert in der Schweiz zwei konkurrierende „Persönlichkeitskonzepte“ – den Citoyen und den „Geschäftsmann“ –, die eigenständige, väterlich geprägte pädagogische Lösungen evozierten. Eine davon – und zweifellos die prominenteste – war Rousseaus *Émile*. Das weitaus weniger beachtete Modell, nämlich jenes, das zwischen Kommerz und politischem Ideal zu vermitteln suchte, war dagegen letztlich das erfolgreichere.

Nach Rousseaus Tod steigerte sich bei seinen Anhängern die Verehrung in einem Maß, die an heutige media celebrity erinnert. Einer seiner großen Bewunderer war Joachim Heinrich Campe, auf dessen „Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution“ sich der Beitrag von *Hanno Schmitt* konzentriert. Den Überschwang an Gefühlen, der bei Campe insbesondere durch den Besuch von Rousseaus Begräbnisstätte in Ermenonville hervorgerufen wurde, sieht Schmitt nicht nur in der Persönlichkeit Campes begründet, sondern auch darin, dass Empfindsamkeit seit Mitte des 18. Jahrhunderts gegenüber der Ratio aufgewertet wurde.

Für die in Band 12 der „Allgemeinen Revision des gesamten Schul- und Erziehungswesens“ (1785–1792) geplante „*Émile*“-Ausgabe wurden Experten zur Kommentierung aufgefordert und die eingegangenen Bemerkungen in Fußnoten aufgenommen. Diesen Äußerungen, die entsprechend der unterschiedlichen Standpunkte der Kommentatoren zwischen Zustimmung und Ablehnung variierten, widmet sich der Beitrag von *Simone Austermann*.

Eva Matthes untersucht in ihrem Beitrag, in welchem Umfang und mit welcher Tendenz Rousseau in allgemeinpädagogischen Nachschlagewerken berücksichtigt wurde. Unter anderem fragt sie nach Themen und Personen, die mit Rousseau in Verbindung gebracht wurden, nach Kontinuitäten und Diskontinuitäten sowie konfessionellen Unterschieden der Rousseau-Rezeption. Sie beschränkt sich auf deutschsprachige Werke vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Dabei stellt sie in den Bewertungen

erhebliche Differenzen je nach weltanschaulicher Orientierung der Herausgeber fest.

Joachim Scholz geht auf die scheinbare Traditionslinie ein, die zwischen Rousseaus Konstruktion eines ursprünglichen Naturzustands und dem Naturideal der deutschen Lebensreformbewegung um 1900 besteht. In seiner Untersuchung gelangt er zu dem Schluss, dass neben der in Theorie und Praxis der Lebensreformbewegung implizit oder explizit erkennbaren Vorbildwirkung Rousseaus Differenzen, Fehldeutungen und Missverständnisse zu beachten seien.

Im abschließenden Beitrag von *Christian Ritzi* stehen französische „Émile“-Illustrationen des Ancien Régimes im Mittelpunkt. Nur jene der Erstausgaben wurden von Rousseau konzeptionell vorbereitet und kritisch begleitet. Die weiteren entstanden zwar noch zum Teil zu seinen Lebzeiten, aber ohne jede Beteiligung und dokumentieren insofern bereits die mit jeder Rezeption verbundene individuelle Aneignung von Texten, die Inhalte verändert und partiell neu formuliert oder Gewichtungen modifiziert.

Wenn man ein knappes Resümee der in diesem Band vorgelegten Beiträge ziehen möchte, so zeigt sich, dass Rousseaus „Émile“ auf allen Ebenen des Textverständnisses immer neue und vor allem auch bereichernde Verständigungsversuche ermöglicht. Die vielfältigen Interpretationsschwierigkeiten, die sich dabei in den Weg stellen, werden auch durch Rousseaus literarische Kunstfertigkeit mit verursacht: Schönheit der Sprache und Eloquenz des Ausdrucks haben ihren Preis.

Mit der Rousseau-Tagung am 25./26.5.2012 endete auch meine Tätigkeit in der Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung. Deshalb hatte ich mit dieser Veranstaltung besonders hohe Erwartungen verbunden. Dass sie sich erfüllen ließen, wird durch die Beiträge in diesem Band deutlich. Dafür möchte ich allen Autorinnen und Autoren sehr herzlich danken.

Berlin im April 2014